

Als die Kerzenschneuzer sich die Nase schnäuzten

Autor(en): **Heisch, Peter**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **56 (2000)**

Heft 6

PDF erstellt am: **20.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-421792>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Als die Kerzenschneuzer sich die Nase schnäuzten

Von Peter Heisch

Spätestens die Rechtschreibreform hat es uns wieder zu Bewusstsein gebracht: zwischen «schneuzen» und «schnäuzen» (wie sich der Vorgang der Nasensäuberung neuerdings schriftlich darstellt) besteht ein kleiner, aber bedeutsamer Unterschied.

Vor der Einführung der elektrischen Beleuchtung war man jahrhundertlang auf Laternen und Kerzen angewiesen, um bei Einbruch der Dunkelheit die Innenräume zu erhellen. Auch auf diesem Gebiet war übrigens Leonardo da Vinci bahnbrechend tätig, indem er eine Lampe mit Superleuchtkraft konstruierte, die ihre besondere Strahlwirkung daher bezog, dass die Lichtquelle in einer mit Wasser gefüllten Glaskugel schwamm. Als Brennmaterial diente meist Hammel- oder Rindertalg, manchmal sogar Fischtran, was entsetzlich stank und starken Russ erzeugte. Öllampen, die seit der Römerzeit in Gebrauch waren, mussten sorgfältig überwacht und am Docht zurechtgestutzt, eben «geschneuzt» werden; wozu man sich einer Lichtputzschere, einer so genannten «Schneuze», bediente.

Dabei musste man behutsam vorgehen und darauf achten, dass die Flamme nicht erlosch, denn Zündhölzer und andere praktische Feueranzünder waren noch nicht erfunden. Talgkerzen mussten im Halbstundentakt regelmässig geschneuzt werden. Dafür stand in Klöstern und Schlössern, wo Hunderte von Talgkerzen brannten, ständig eine Equipe von «Schneuzern» bereit, die nichts anderes zu tun hatten, als zu schneuzen – und wohl auch ihre Nase zu schnäuzen, denn in den kalten Räumen holte man sich leicht einen Schnupfen.

Falls der Schneuzer seiner Aufgabe nicht ordnungsgemäss nachkam, musste er damit rechnen, abgeputzt oder angeschnauzt zu werden, wozu sich seine Vorgesetzten ihres Sprechorgans, vulgärdeutsch «Schnauze», bedienten. Das lautmalende Verb «schnäuzen» entstand aus dem althochdeutschen *snuzen* oder *snuzza*, ist eng verwandt mit «schnodderig» und der aus Grippezeiten bekannten «Schnuddernase» sowie mit englisch «snot» (Nasenschleim).

Wer sich auf Französisch schnäuzt, hat dabei ganz andere Assoziationen, indem «se moucher» die Vorstellung von einer Fliege (*mouche*) wachruft, die sich frech auf jemandes Nase niederlassen kann. Das «mouchoir» oder «Fazinettli», wie J. P. Hebel noch das Taschentuch zu nennen beliebte, ist weitgehend eine kulturelle Errun-

genschaft verfeinerter französischer Lebensart des frühen 16. Jahrhunderts. Norbert Elias bemerkt in seinem umfangreichen Werk «Über den Prozess der Zivilisation», dass damals das gemeine Volk sich nicht in Tücher schnäuzte. Allerdings schnäuzte sich das Bürgertum in die rüschenbesetzten Jackenärmel, und lediglich die vornehmen Leute des Adels trugen in ihren Taschen ein verziertes Tüchlein aus leichtem Leinen mit sich, dessen sie sich diskret bedienten.

Die ersten Benimmbücher jener Zeit schreiben den sittsamen Gebrauch der Schnäuztücher vor. So vermerkt Antoine de Courtin in seinem «Traité de Civilité»: «Sich öffentlich zu schnäuzen, ohne sich mit einer Serviette zu bedecken, oder sich damit das Gesicht zu wischen, sind Schweinereien, die jedermanns Ekel erregen.» Und er fügt hinzu: «Il faut éviter de bâiller, de se moucher et de cracher.» Sollte einen in Gesellschaft doch einmal eine solche Regung ankommen, so hatte man sich abzuwenden; ausserdem gebot die «Courtoisie», dass man sich mit der linken Hand schnäuzte, wenn man mit der rechten das Fleisch vom Teller nahm.

Dennoch setzte sich der allgemeine Gebrauch des Taschentuchs nur sehr langsam durch. Louis XIV besass zwar bereits eine Kollektion von Taschentüchern; das gewöhnliche Volk jedoch bevorzugte weiterhin die ordinäre Art des Schnäuzens zwischen zwei Fingern. Den Bediensteten hingegen wurde befohlen: «Wenn ihr euch schnäuzen müsset, nehmt nicht die Finger, sondern die Fusslappen.» Und Erasmus von Rotterdam schimpfte: «Die Nase am Ärmel abzuwischen ist Bauernart.»

Es brauchte seine Zeit, bis sich das geziemende Schnäuzen quer durch alle Volksschichten durchsetzte. Ein kräftiger Schub erfolgte im 19. Jahrhundert, als die Entdeckung der Bakterien auch diesbezüglich hygienische Massnahmen nahe legte. Der Amerikaner Andrew Olson aus Chicago erfand schliesslich 1911 die Kleenex-Papiertücher, die ursprünglich zu kosmetischen Zwecken bestimmt waren, jedoch bald den Weg zum gewöhnlichen Schnäuzen fanden.

Und die Kerzenschneuzer? Denen lassen wir wohl besser das «-eu-» bei ihrem Schneuzen; denn sonst könnten wir ja nicht mehr unterscheiden, ob sie nun schneuzten oder schnäuzten; und überdies haben sie ja alle lange vor der Rechtschreibreform ihr Schneuzen ausgeübt und zu Ende gebracht.